

Der erste und der letzte Hirsch

VON DR. HELMUTH HENDEL

Man sieht und liest solche Schilderungen im allgemeinen wohl nicht gern; „Wie ich meinen ersten Hirsch schoß“. Dann schon lieber: „Der Hirsch meines Lebens“, aber die „Lebenshirsche“ sind heute etwas knapp geworden, und es besteht ein gewaltiger Unterschied zwischen der Jägerei in der jetzigen, etwas engen Bundesrepublik und der in dem viel größeren Deutschen Reich von früher. Damals also, vor 40 bis 50 Jahren, konnte ein Landwirtschaftslehrling ausziehen, um einen Hirsch zu erlegen, aber damit will ich beileibe nicht sagen, daß früher alles viel besser war. Im Gegenteil, dieser Lehrling konnte losziehen ohne alle waidmännischen und waidgerechten Kenntnisse und Erfahrungen und ohne jemals einen Hirsch in Ruhe und vielleicht mit sachkundiger Unterweisung angesprochen zu haben. Auch um dieses „Damals“ gegen das „Heute“ ein wenig abzuwägen, wage ich es, darüber zu schreiben: „Wie ich meinen ersten Hirsch schoß.“

Dieser landwirtschaftliche Lehrling war ich selber. Die Lehrwirtschaft war die Domäne Wutzkow im Süden des hinterpommerschen Kreises Stolp. Dieser war der größte preußische Landkreis, und mancher alte hinterpommersche Jäger, den es heute in den Westen verschlagen hat, wird sich daran erinnern, daß dies ein weites Land war, das irgendwo im Osten einmal aufhörte, stellenweise etwas arm an Menschen und auch an gutem Ackerland, aber reich an Wald und stillen Gewässern und an mancherlei seltenem Getier.

Zum „Wirtschaftsstab“ dieser Domäne, die da also mitten im Hinterpommerschen lag, gehörten der Inspektor, der Brennmeister, der Hofmeister und eben dieser Lehrling. „Eleve“ sagte man damals, denn auf dem Lande gefiel man sich schon immer in Fremdworten. Regelmäßig nach Feierabend hatten wir uns beim Domänenpächter zur „Befehlausgabe“ für den nächsten Tag zu versammeln. Und hierbei war immer wieder dasselbe: Inspektor und Hofmeister schimpften über die viel zu vielen Hirsche, dieses „Kroppzeug“, das nur Schaden machte und besser im Walde bliebe, wo es hingehörte. Regelmäßig aber antwortete der Chef, er hätte keine Zeit, um auch noch auf Jagd zu gehen. Worauf sich der Lehrling dachte: Die Zeit müßte für ihn, den Lehrling, doch eigentlich vorhanden sein. Und eines Abends nahm ich allen Mut und auch die Hacken zusammen und bat um Jagderlaubnis auf Rotwild. Denn so ginge das ja nicht weiter mit dem Wildschaden an den Kartoffelmieten, ewig könnte man

diese Mieten nachdecken, und überhaupt und ganz allgemein, Hirsche wären doch auch zum Schießen da. Nach einigem Nachdenken war der Chef der gleichen Meinung: Hirsche wären ganz gewiß zum Erlegtwerden da, nicht nur, um Schaden zu machen. Für ihn selber wäre das nichts mehr, die ganze Nacht draußen zu sitzen oder zu laufen. In freudiger Erwartung schlug mir das Herz, als er aus dem Eckschrank gleich eine schöne kleine Suhler Büchsfinte mit einem vierfachen Zielfernrohr darauf hervorkramte. Daß man einen jungen Mann, der gerade seine ersten beiden Hasen geschossen und geringste jagliche Erfahrung, aber riesengroße Passion hatte, nicht gleich auf Hirsche loslassen durfte, dieser Gedanke kam nicht zur Sprache, als mir Gewehr und Munition überreicht wurden.

Doch ich hatte schon Rotwild in freier Wildbahn gesehen und in „Wild und Hund“ viel über die Rotwildjagd gelesen. Auch in der Schule hatte ich gelernt: „Der Rothirsch (cervus elaphus). Zur Brunftzeit, wenn sie miteinander kämpfen, werden die Hirsche auch dem Menschen gefährlich.“ So stand geschrieben in unserem „Lehrbuch der Zoologie“, und das war alles, als wir im Jahre 1909 auf dem Wilhelm-Gymnasium in Hamburg in Naturkunde unterrichtet wurden. Es war sicher ein gutes Naturkunde-Buch, nur leider auch damals schon etwas veraltet. Die Hauptsache war, wir lernten die lateinischen Namen für Hirsch und Reh. Nun, wir haben seit 1909 gewaltige Fortschritte gemacht, auf manchen Gebieten und auch im Zoologie-Unterricht.

Zwei Stück Kahlwild hatte die Domäne zum Abschuß frei. Sollte es ein schwacher, schlecht veranlagter Hirsch sein, so würden bei der Domänenkammer keine „Bedenken obwalten“, so hatte man „verlautbaren“ lassen, insbesondere dort, wo männliches Rotwild in größerer Anzahl vorhanden wäre. In den letzten Jahren war jedoch nie Rotwild geschossen worden, obwohl es manchmal „in größerer Anzahl“ auf den Acker austrat und Schaden machte. Man hatte ja keine Zeit.

Der lange, harte Winter 1921/22 hatte begonnen, und ich hatte Zeit. Ich dachte mir: Wenn man auf dem weiten, welligen Ackerland der Domäne in einer schneehellen Mondscheinnacht eine frische Rotwildfährte ausgehen würde, dann müßte man doch eigentlich leicht zu Schuß kommen können. Endlich war es soweit. Strahlender Mondschein lag über der glitzernden Schneedecke, und es war so windstill, wie selten in diesem Land, so daß die zehn Grad Kälte nur wenig zu spüren waren. Mit vielen Ermahnungen hatte mich mein Chef jetzt auf die nächtliche Pürsch entlassen. Möglichst ein Kalb sollte ich schießen oder ein Schmaltier, vielleicht auch einen Spießer. Und wenn es mehr als zwei Stück würden, so würde die Regierung sicher keine Schwierigkeiten machen. Es sei ja so lange kein Stück Rotwild auf der Domäne geschossen worden. „Und nur dann schießen, wenn der Schuß ganz sicher ist. Keine nächtliche Ballerei!“ Und wenn mir ein Stück Schwarzwild über den Weg käme, dann natürlich auch. Und dies alles möglichst nicht so dicht an der Grenze!

Was fragte ich nach Regierung und Domänenkammer! Hauptsache, die Hirsche waren da, und ich sah sie eher als sie mich. Dazu tat sicher das alte weiße Nachthemd gute Dienste, das ich mir als Tarnanzug übergezogen hatte. So stapfte ich unternehmungslustig und erwartungsvoll an der Waldkante entlang. Ja, „man müßte nochmal 20 sein!“

Der Wald zur Linken war der richtige hinterpommersche Kiefernwald, 60- bis 80jährige Bäume, oben hell und unten grau und darunter überall überall Kaddikgebüsch. Wacholder sagte man anderswo dazu. Man konnte selten weit hineinsehen. Warum auch? Dieser Wald hörte hierzulande so bald nicht auf. Vielleicht nach 15 Kilometern, oder waren es 20? Die „Schimmerwitzer Forst“ hieß er dahinten, aber dort sollte wohl schon die neue polnische Grenze sein, dieser Korridor.

Auf die hohen Kiefern folgte eine Kiefernsonnung. Überall standen hier Fährten hinaus aufs Feld, und wo die Schonungskante einen großen Knick machte, fand ich, was ich suchte. Der Mond und die Taschenlampe zeigten es mir ganz deutlich: Da führten drei oder vier ganz frische Rotwildfährten hinaus aufs Feld. Sogleich ging ich hinter einem Kaddikbusch in Deckung. Man konnte nicht wissen, vielleicht waren die Hirsche noch gar nicht so weit.

Da lag es vor mir, das große, weiße Feld, weit und geheimnisvoll. Hier und da sah ich Rehwild, das meiste auf dem großen Roggenschlag. Wo der Schnee noch nicht so hoch



lag, konnten die Rehe noch gut an die junge Roggensaat herankommen. Sie gab ihnen zwar eine spärliche, aber doch ganz gehaltvolle Asung. Drüben, auf dem alten Kartoffelacker, war auch ein rundlicher Tupfen zu sehen, wohl 500 m weit. Ich nahm ihn ins Glas. Merkwürdig, dieser runde Tupfen wurde auf einmal länglich und immer größer. Es würde wohl ein Fuchs auf Mäusejagd sein, aber den konnte man auf blankem Feld ja doch nicht anpürschen, und also verlor ich das Interesse an ihm.

Ich trat hinter meinem Busch hervor. Sonderbar, dieser Fuchs nahm gar keine Notiz von mir. Vielleicht war es gar keiner? Nein, es war kein Fuchs. Das wurde mir zu spät klar. Was sollte auch ein Fuchs auf gefrorenem Acker nach Mäusen suchen! Aber die Sauen waren bei Mondschein oft recht vertraut. Da hatte ich nun mein erstes Stück Schwarzwild im Leben vor mir gehabt, und wahrscheinlich einen starken Keiler als einzelnes Stück — und hatte es nicht rechtzeitig erkannt.

Schnurgerade führten die drei oder vier Rotwildfährten ins Feld hinaus, vorsichtig pürschte ich ihnen nach. Da kam schon die erste kleine Anhöhe. Etwas geduckt schaute ich hinüber. Nichts. Weiter, die Mulde hinunter und ganz unten, da war ich auf einmal allein. Da war nur der glitzernde Schnee und darüber der kalte, klare Mondhimmel. Die dicke Schneedecke verschluckte jeglichen Laut. Es war so still, und nie wieder hatte ich eine grenzenlose Stille so sehr empfunden, wie in dieser Nacht auf diesem weiten hinterpommerschen Acker. Ich blieb stehen, eine ganze Weile lang, und versuchte, in dem feinen Singen und Klingen in dieser kalten und reinen Luft irgend etwas zu hören. Das Singen und Klingen war da, oder war es nicht da? War es nur irgendwie in meinen Ohren? Ich klopfte die Stiefelabsätze aneinander, dieser Laut war wirklich. Ich ging weiter.

Die Fährten führten jetzt auf einem Kamm entlang und dann wieder auf eine Anhöhe zu, und ich merkte, daß mehrere Fährten die gleiche Richtung hatten wie die „meinen“. Richtig, dort hinten lag ja der große Wruckenacker, und die letzte Ecke davon war uns eingefroren. Ja, dort hinten, da mußte es sein. Unwillkürlich ging ich gebückt weiter, mit klopfendem Herzen und die Büchse in der Hand.

Langsam, ganz langsam tat sich unter mir eine weite Ackermulde auf. Da waren sie ja, gar nicht weit, vielleicht 60 oder 80 Meter, drei Hirsche! Nein vier! Riesengroß erschienen sie mir. „Möglichst ein Kalb schießen, oder ein Schmaltier“, so hatte der Chef gesagt. Doch dies waren ja Hirsche. Jetzt warf einer auf, jetzt ein zweiter. Da, der vierte, der etwas abseits stand, der hatte doch kein Geweih auf dem Kopf!

Flach lag ich im Schnee, aber so ging das nicht. Also vorsichtig knien und dann angebückt, doch wie ein Kreisel tanzte das Fadenkreuz auf dem vierten Stück herum. Hinaus ging die Kugel in die Schneelandschaft. Nur schwach und matt, wie aus einem Kleinkalibergewehr, war der Schuß zu hören. Der dicke, weiche Schnee verschluckte auch diesen Laut. Alle Hirsche sicherten. Schnell eine neue Patrone, und wieder erschien der Hirsch im Zielfernrohr. „Knicks“, sagte die Büchse. Die verfluchte Kriegsmunition! Drei Hirsche zogen langsam fort, einer blieb. Endlich fand ich noch eine Patrone und schoß. Drei Hirsche gingen ab in wilden Fluchten, aber da, wo sie eben gestanden hatten, erkannte ich einen großen, dunklen Fleck im Schnee.

Und dann stürmte ich den Berg hinunter, und wirklich: Da lag ein Stück Rotwild. Mein erster Hirsch! Immer wieder ging ich um ihn herum, ich weiß nicht mehr, wie oft.

Die eine Kugel saß mitten drauf, die andere hochblatt. Ein Hirsch! Zwar trug er nur zwei ganz kurze, dicke Spieße, aber es war doch ein Geweih. Nur war es natürlich unmöglich gewesen, dieses Geweih in der wilden Aufregung vor dem Schuß auch zu sehen. Aber was tat das! Nur zwei Spieße? Hatte mein Chef nicht auch von einem Spießler gesprochen? Und keine Regierung und Domänenkammer konnte bei diesem „Geweih“ anderer Meinung sein.

Nun, ein Spießler war dies nicht. Die kurzen, dicken, stumpfen Spieße hatten ganz beträchtliche Rosen und ganz unten auch noch ein angedeutetes Ende. Es war wirklich ein sehr alter Hirsch und dabei gut bei Wildpret. Aufgebrochen wog er an 300 Pfund.

Und ich hatte ein „Geweih“ an der Wand! Über zwanzig Jahre hingen die beiden Spieße dort, und sie bekamen immer mehr und immer bessere Gesellschaft. Denn dem Hinterpommernland, in das ich in hoffnungsvoller Jugend eingewandert war, war ich treu geblieben, und daran hatten nicht zuletzt die Hirsche schuld. In den hinterpommerschen Wäldern wuchsen damals die stärksten deutschen Hirsche in freier Wildbahn. Mit den Jahren und mit dem Reichsjagd-

gesetz wurden meine „Hinterpommern“ immer besser. Auch manchen Abschußhirsch streckte ich. Jeden hatte ich oftmals lange mit zehnfachem Glase beäugt und mich immer wieder gefragt: Hat er Zukunft, hat er keine, wie alt mag er sein? Doch mein erster Hirsch, dessen Geweih ich vor dem Schuß gar nicht gesehen hatte, ist auch mein vollkommener Abschußhirsch geblieben!

Doch mitten in der Nacht war er geschossen, und ich hoffe, daß man mich darob nicht gleich verdammt. Und noch mehr, wenn ich verrate, daß auch mein letzter Hirsch zu mitternächtlicher Stunde zur Strecke kam, und — daß er fast ein ebenso alter Spießler war. Wie gern hätte ich ihn an die Wand neben diesen ersten gehängt, aber das hat nicht sollen sein.

Der Winter von 1943 auf 1944 war einer von der milderen Sorte, wenigstens für Ostdeutschland, aber er brachte viel Schnee. Einige Wochen war ich auf Urlaub zu Hause, um in der Wirtschaft nach dem Rechten zu sehen, und — um Klagelieder über Wildschaden entgegenzunehmen. Kein Zweifel, Rot- und Schwarzwild hatten sich allzusehr vermehrt. Viele gute Schützen waren ja nicht mehr zu Hause, und sicher war mancher notwendige Abschluß unterblieben.

In der Kreiszeitung suchte ich nach einem waidgerechten Jäger, der mir bei diesem Abschluß helfen könnte. Alles sollte ihm frei sein: Schwarzwild, Rotwild und auch geringere Hirsche. Es kam dann auch ein Herr aus der Stadt, der da schießen wollte, und wir sprachen über Wild, Wildschaden und notwendigen Abschluß.

„Zunächst also, der Aufbruch des erlegten Wildes verbleibt mir, dem Schützen!“ meinte Herr Obermüller.

„Warum nicht? Aber was wollen Sie mit soviel Leber, Herz und Lunge? Das können Sie doch nicht alles aufessen.“

„Davon verkaufe ich. Und nun zur Hauptsache: Was zahlen Sie für jedes Stück, das ich für Sie schieße? Ich denke, wir werden uns einig werden.“

Schwere Zeiten, andere Bräuche. Es war nicht wenig, was ich zahlen sollte. Einig wurden wir uns nicht.

Und dann kamen sie wieder, die stillen Nächte bei Schnee und Mondschein. Kurz vor Weihnachten saß ich mit meiner Frau auf unserer Lieblingskanzel am „Grützkuhlenacker“. Rund 40 Morgen Kartoffeln waren hier im Frühjahr bestellt worden, mit aller Sorgfalt und ganz so wie die „Erzeugungsschlacht“ es vorschrieb. Dann wurde der Acker eingezäunt, aber der Draht hatte nicht gereicht, und kaum das Pflanzgut war wieder geerntet worden. Ab und zu kam der Mond zwischen den Wolken hervor, dann schauten wir von oben auf das bunte Muster der vielen Fährten unter uns. Irgendwo klapperten einige junge Hirsche mit ihren Geweihen. Kilometerweit war das in dieser stillen Nacht zu hören. Gegen neun Uhr trollte ein Überläufer auf den Acker, brach nach den letzten Kartoffeln und tat ganz so, als ob er hier zu Hause wäre. Es war gar nicht weit, und in aller Ruhe nahm ich ihm genauestens Maß. Doch plötzlich warf er auf und trollte eilig davon, immer spitz von mir fort.

Ja, Sauen winden gut, und wir hatten nicht bedacht, daß man auch auf dem Hochsitz den leisesten Luftzug bedenken muß. „Der arme Kerl, ich hatte ihn schon bedauert!“ meinte meine Frau. Und dann schauten wir nach dem nächsten aus.

Eine halbe Stunde später flüsterte ich: „Drüben stehen wieder zwei Sauen, sogar stärkere Stücke.“ Dicht vor der Schonung, aber mindestens 500 Meter weit. Der Wind stand gut, und wir brauchten nur am Waldrand hochzupürschen.

Die Kiefernzweige im hohen Stangenholz waren dick bepackt mit Schnee. Ab und zu kam eine Handvoll herunter, leise und doch gut hörbar. Zwischen dem Unterholz und den vielen Wacholderbüschen ließ es sich gut pürschen, und dann auf einmal blieben wir stehen: Auf kaum 50 Meter zog lautlos ein Hirsch hinaus aufs Feld. Einen Achter, nein, einen ungeraden Zehner zeigte das Nachtglas haargenau, jung und hoffnungsvoll. Und da folgte auch schon ein zweiter Hirsch, aber was hatte denn der auf dem Kopf? Zwei ganz kurze, dicke, breite Stangen, fast wie Kuhhörner! Fragend schauten wir uns an und nickten nur. Vor uns lag ein dicker Findlingsstein, frisch aus dem Acker herausgeschleppt, der gab eine treffliche Auflage für den Lauf mit dazwischengeschobener Hand. Dann ging der Schuß hinaus, matt und gedämpft, in die schweigende Nacht.

Der Hirsch hatte den Schuß nicht mehr vernommen. Er war vielleicht fünf bis sechs Jahre alt, und was er auf dem Kopf hatte, waren zwei fußlange, breite und stumpfe Dolche und eine fingerlange Augsprosse, das war alles, ein „Geweih“, wie es unter vielen hundert Hirschen nur einmal vorkommt.

Zu Hause nahm ich den Spießler von der Wand, den ersten Hirsch. Sollte der, der da draußen im Schnee lag, der letzte sein? Er war es.